

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 3

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634065>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sennerssche in Sport und Bild

Nr. 3
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
21. Januar
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Abschied.

Zwei Sonette von Cajetan Binz.

Ich fühlle es, das war dein Lebewohl,
Nun hab' ich dich zum letzten Mal gesehen,
Die Tage werden kommen und vergehen,
Wir aber sind uns fremd, wie Pol und Pol.

Die zarten Zeichen deiner Liebe hab'
Ich heute schmerzversunken ausgegraben,
Verwelkte Blumen, Bänder, kleine Gaben,
Die freundlich mir dein holdes Gutsein gab.

Gefroren steht der Wald vor meinem Fenster,
Ein schmaler Mond hängt bleich am Himmelsdom,
Vereiste Nebel hocken wie Gespenster

Mit leichenhaftem Glanze auf dem Strom.
Der Winter hält das Glück der Welt gefangen,
Ich weiß: du bist für immer fortgegangen.

Ein halbes Hundert Blätter, ach, ein kaum
Erwähnenswertes Häuslein Schreibpapier
Ist alles, was mir übrig bleibt von dir,
Nun bin ich wieder einsam, wie ein Baum,

Wie jener Baum, der starr im Winterfeld
Mit eingefrorenen Ästen schaurig steht,
Und den ein eisigkalter Wind umweht.
Die Einsamkeit umgittert alle Welt.

O Gott, wie sind doch deine Worte mild
Und stärker als der Schmerz, der einst vergeht!
Ich liebe deine Worte und dein Bild.

Und sieh, ich bin nicht einsam, wie der Baum,
Denn du bist meines Lebens goldner Saum,
Dein Walten bleibt. O du, Elisabeth!

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

3

Monika kam und machte ihrer Herrin ein Zeichen, daß der Tee bereit sei. Marie bat, ins Esszimmer kommen zu wollen. Dort wartete Sidney.

„Sidney, begrüße deine Verwandten“, befahl Mariechen. Er tat es und flüsterte seiner Pflegemutter etwas ins Ohr.

„Er möchte mit uns Tee trinken“, sagte verlegen lächelnd Marie. Sie wußte, daß Adeline es für unpassend hielt, wenn Kinder mit den Erwachsenen Tee tranken. Sie wartete, ob jemand das Kind zum Bleiben auffordern würde, aber es geschah nicht.

„Wenn du recht artig sein willst, darfst du bei uns bleiben“, rief sie, froh, daß wenigstens niemand sagte, was er dachte. „Ihr habt doch nichts dagegen?“ Der Onkel lachte.

„Ah Marie, weißt du, dir bei Sidneys Erziehung helfen zu wollen, haben wir längst aufgegeben. Wir müssen dich machen lassen.“ Marie lächelte verlegen zu den Worten ihrer Vaterbruders.

„Sie kann mich ganz gut erziehen“, sagte trostig Sid-

nen, der nichts auf Tante Marie kommen ließ. „Sie ist eine liebe Tante.“

„Und du ein lieber Junge“, rief der Onkel Doktor. „Ich wundere mich über euch“, sagte Adeline. „Als ich ein Kind war, mußte ich meinem Vater die Hand küssen, und „Sie“ zu ihm sagen. Von Begehrten und Erzwingen wollten und allem dem Neuen in der Kindererziehung war keine Rede. Abends Habersuppe. Tee! Ich bitte euch. Da von, daß Kinder...“

„Ah, Tante Adeline, du mußt Tante Marie nicht aufheben“, sagte Sidney.

„Troll dich“, rief der Onkel, aber er lachte. Sidney sah das Tantchen mit bittenden Augen an, und sie sagte: „Bleib nur“, schämte sich aber vor dem Onkel, der mit diskreter Behutsamkeit eine Prise nahm.

Man setzte sich um den runden Tisch, auf dem ein Tuch mit in farbiger Seide gestickten Rosen lag. Eine wohl hundertjährige Teekanne und Zuckerdose lagen da, ein Brotkorb aus altem Zürcher Porzellan, der zu den Tellern und Tassen gehörte; alles sah schön und vornehm aus.

„Von unserm Brecht ist noch keine Spur gefunden worden“, sagte Vetter Ludwig — „verdutzt!“

„Wollen wir nicht aufhören von dem Mann zu reden“, bat Adeline. „Wir tun ihm zu viel Ehre an. Ist es nicht genug, daß er sich in unsere Familie drängte? Wollen wir ihm nicht dankbar sein, daß er uns so bald wieder von sich befreit hat?“ sagte sie vornehm.

„Wir hätten uns vielleicht mehr um Ottolie kümmern sollen, als sie jünger war“, sagte der alte Onkel Doktor nachdenklich. „Sie hatte wenig Freude und Zerstreuung bei der Großmutter, die längst vergessen hatte, wie es einem jungen Ding zumute sein mußte. Da griff sie eben zu, als eine Hand sich ihr bot.“

„Fi donc“, sagte Adeline. So heiratet Hinz und Kunz, aber keine Schwendt.“

Der Doktor zuckte die Achseln. „So ein armes Ding zwischen Türe und Angel, von Familie, aber ohne Geld. Natürlich, ich gebe es zu, sie war eine Gans, als sie den Brecht nahm, einen Kerl, den man ‚den Schönen‘ nannte. Einem Mann wird dabei übel... aber ihr Weiber...“

„Euch wird auch nicht übel, wenn man von einer Frau ‚die Schöne‘ sagt“, rief die kleine Tante Marie.

Der Onkel lachte. „Das ist nicht dasselbe. Ihr Weiber...“

„Onkel“, hat Adeline und nahm ihre langstielige Lorgnette und sah ihn an. Es wurde ihm unbehaglich unter ihrem Blick. „Und kurz und gut, ich fühle mich in Ottiliens Schuld und möchte das gut machen“, rief er resolut. Da fiel Sidney ihm ins Wort.

„Onkel Doktor, warum hast du nicht geheiratet?“ fragte er.

„Es hat mich keine gewollt“, lachte der Onkel, und strich sich behaglich über die Weste, über der ein Negerkopf von Rauchtopas und ein Ring mit den Freimaurerzeichen baumelten.

„Warum nicht?“ forschte Sidney weiter.

„Eine jede begehrte gerade das von mir, was ich zu der Zeit, als sie es begehrte, nicht geben konnte“, fuhr der Onkel gelassen fort. „Als ich jung war, sollte ich auch reich sein. Oder ich sollte gesetzt sein, kein Springinsfeld. Als ich nachher gesetzt und würdig geworden, da hätten sie mich gern lustig und übermütig gehabt. Und als es mir gelungen war, zu Geld zu kommen, da vermissten sie die Jugend. Als ich verliebt war, nannte man mich einen Fant, und als ich fühl und weise geworden, da hätte ich mich wieder verlieben sollen, kurz...“

„Onkel, Sie sprechen zu einem Kinde“, mahnte Frau Adeline.

„Und kurz und gut“, schloß der Onkel, „ich habe nie eine fangen können.“

„Ich will mir einmal viele fangen“, sagte Sidney ernsthaft und alles lachte, auch Frau Adeline.

Belusa, dessen Pferde vor dem Hause ungeduldig geworden, trotzdem er sie schon dreimal um die ganze Stadt gefahren, und in der Enge hatte ruhen lassen, knallte mit der Peitsche.

„Es ist Zeit“, sagte Frau Petitpierre. „Onkel, darf ich Sie nach Hause fahren lassen? Ja? Und dir, Mariechen, danke ich sehr, daß du uns so gut bewirkt hast.“

„Oh, ich bin so froh, wenn jemand zu mir kommt und mich zerstreut“, sagte Marie. „Monika wird wirklich zu despotic.“ Die anderen lächelten, denn wer hätte sich Tante Marie ohne Monika denken können.

„Danke verbindlich für die angenehmen Stunden“, ließ sich Vetter Ludwig vernehmen und machte eine tiefe Verbeugung. Marie läutete, Monika erschien, half beim Anziehen und geleitete die Damen hinunter.

„Gottlob“, sagte oben die gute Tante Marie, „nun ist für die arme Ottolie gesorgt.“

*

Ottolie hatte ein kleines schönes Mädchen zur Welt gebracht, das Adeline Petitpierre Rahel nannte. An der Taufe ging es hoch her. Der Täufling wurde in echten Spiken zur Kirche gefahren. Die Patinnen rauschten in schwerer Seide, mit goldenen Ketten um den Hals. Der Vater, Herr von Peters, stand lang und vornehm am Altar und gelobte, das Kind an seines Vaters statt auf rechte Wege zu geleiten. Die Kirche war gefüllt, — man denke, das Kind eines Skandalmachers und einer vornehmen Frau — und um den Altar standen Lorbeeräume und blühende Büsche. Die Leute aus Bellerive sahen nicht oft eine solche Taufe. Sie sangen aus voller Kehle, und ließen sich kein Wort von der langen Predigt entgehen; denn auch der Pastor war aus der Stadt verschrieben worden und war ein Verwandter der Schwendts.

„Sie hat es gut getroffen“, sagten die Leute, „daß sie bei Frau Petitpierre leben darf. Sie wird es haben wie der Vogel im Hanfhamen.“

Die kleine Rahel bekam es schon am ersten Tag zu merken, daß sie im Schutz einer wohlhabenden Familie ins Leben getreten. Drei Sparbücher, ein gelbes, ein rotes und ein grünes, lagen am Taufmorgen auf ihrem Wickelkissen, und alle drei wiesen eine schöne, runde Summe auf. Die Büchlein wurden im Laufe der nächsten Jahre zusehends fetter und gewichtiger. Vater und Patinnen hatten gefunden, daß Geld ihrem Schätzling im späteren Leben nützlicher sein möchte als silberne Taufbecher und vergoldete Raffelöffel. Auch sonst hatte sich die Familie angestrengt. Vetter Ludwig war mit einem Gedicht erschienen, von dem der Onkel Doktor bemerkte, mehr könne man von seinem Erzeuger nicht verlangen. Im Umschlag lagen zwei Goldstücke. Zu Ottiliens Verwunderung saß der Vetter neben ihr und suchte sich ihr angenehm zu machen. Solange sie denken konnte, hatte jeder über den Ludwig gespottet, und er hatte sich diesen Spott freundlich und hilflos gefallen lassen. Die Großen nannten ihn die „Wetterfahne“, die Kleinen die „Vaterne“, denn er war sehr lang und hatte einen winzigen Kopf. „Und nichts drin“, wie Onkel Doktors Neffe, der Student, behauptete.

Onkel Schwendt hielt eine Rede, in der er die hilfreiche Hand pries, die sich Ottiliens in ihrer Not angenommen. Pfarrer Schwendt toastete auf die Familie als solche, die schützend einen jeden aufnahm, der sich in ihren Schoß flüchtete, und der Student feierte das Taufkind und hob vor allem hervor, daß sein größter Vorzug sein Geschlecht sei, dem er von vornherein sympathisch gegenüberstehe. Schließlich stand auch Ludwig auf. Er wollte dem alten Erzvater Jakob die Ehre geben, dessen Frau Rahel

geheißen, und der also schuld sei — „nicht mittelbar, aber unmittelbar, und . . . der . . .“

„Es schrien alle Bravo, und etwas erstaunt setzte sich der Vetter. Des Onkels Neffe umarmte ihn und sagte laut: „Die Laterne leuchtet“, was den ganzen Tisch laut aufschanzen machte, und Tante Adeline bewog, ihm einen spitzen Blick zuzuwenden, so daß er erblaßte und ein ganzes Glas Champagner auf einen Zug austrank.

Zum Schluß, angeregt vom Beispiel der Großen, fand sich auch Sidney bemüßigt, seine Stimme zu erheben. Zur

unbeschreiblichen Freude von Tante Marie und Monika stand der Sechsjährige auf, klingelte und fing an: „Weil mein Vater ein Missionar war, und jetzt tot ist, und weit weg von hier wohnte, muß ich sagen, daß es viel leichter ist, ein kleines, weißes Kind zu taufen als einen schwarzen Australneger, wie mein Vater sie taufen mußte. Denn die wehren sich, und wollen nicht, und sind lieber schwarz als weiß, denn dann müssen sie Kleider anziehen, und das mögen sie nicht, weil sie nacht viel schöner finden.“

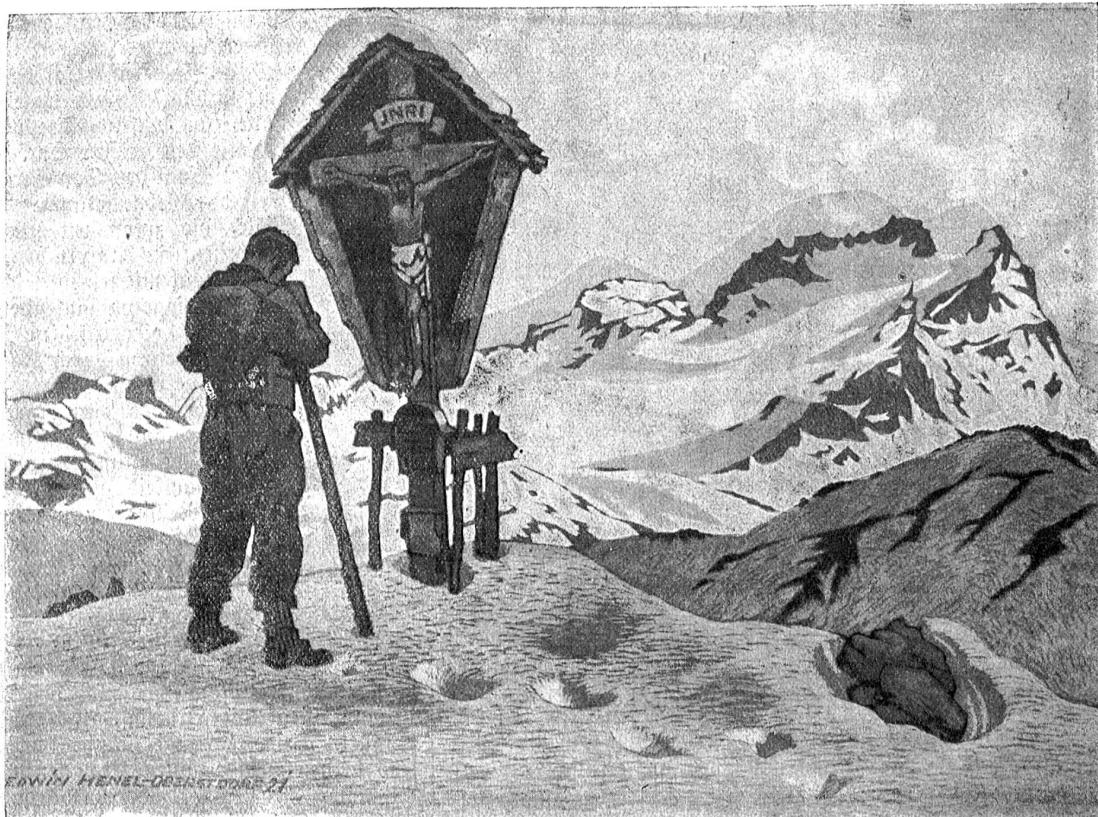
„Schweig Sidney, schweig“, riefen ein paar Stimmen. Aber er lehrte sich nicht daran. „Aber dort ist es so, hat mein Papa erzählt, als er hier war, daß ein Neger gleich laufen kann, wenn er getauft wird, und das dumme Ding hier nicht, und darum freut es mich viel mehr, daß mein Vater Neger getauft hat . . .“

„Hör auf, Sidney“, schrien alle und lachten, und wollten ihn mit Süßigkeiten bändigen. Aber er redete unentwegt weiter.

„Und wenn ich ein Mann geworden bin, dann gehe ich zu den Negern, die Papa getauft hat, und male sie. Und ich male den Onkel Doktor, und den Bundespräsidenten und Tante Marie, und den Daniel mit dem Buckel in dem kleinen Laden, aber Tante Adeline male ich nicht.“

„Warum nicht“, rief der Student, der hoffte, daß Sidney ihn an Tante Petitpierre rächen würde.

„Das sage ich dir nicht“, schrie aber Sidney und stredete dem Studenten die Zunge heraus. Das war nun stark. Tante Marie rief entschuldigend: „Er hat zuviel Champagner getrunken“, der Onkel Doktor nahm ihn aber bei der Hand und führte ihn hinaus. Man hörte ein künstlich



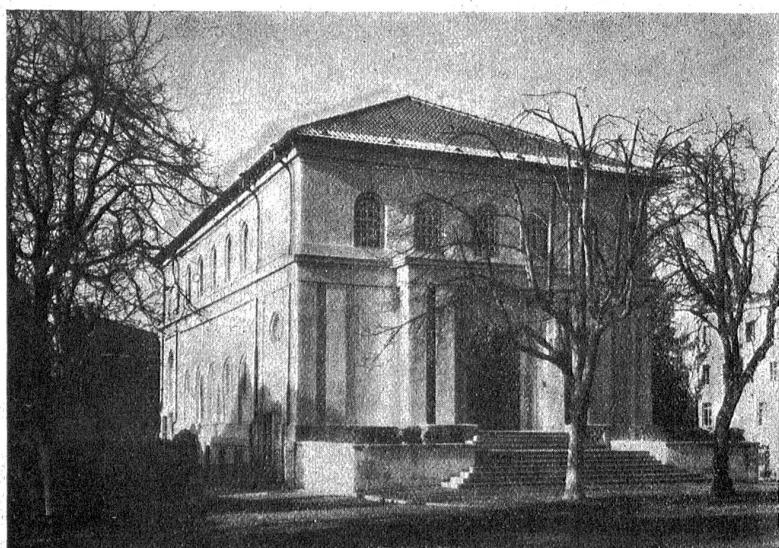
Spätwintertag in der Silvretta. — Von Henel.

übertriebenes Geschrei, Trampeln, die tiefe Stimme des Onkels und dann gar nichts mehr. Als der Doktor herein kam, lachte er.

„Der Kerl behauptet, wir seien in der Überzahl, daß es keine Kunst, ihn zu „deckeln“. Wenn er groß sei, wolle er es uns heimzahlen.“

Um zwölf Uhr fuhren die Wagen vor. Die Familie hatte die kleine Rahel Lenz als eines ihrer Glieder anerkannt.

Als Rahel ungefähr vier Jahre alt war, lief sie vom weißen Hause fort, weil sie sich langweilte. Sie benützte den Augenblick, da ihre Mutter im Keller das Eingemachte in lange Reihen ordnete und ihr Herz ob den bunten Gläsern fröhlich hüpfen ließ. Sie schienen ihr ein Symbol zu sein von Reichtum, Genüß und Sorglosigkeit. Mochte der Winter kommen, mochte Hungersnot das Land bedrängen — es wurde nicht bedrägt —, mochte Armut und Kälte an die Türen klopfen, sie war geborgen. Und waren es auch nicht ihre eigenen, goldglänzenden Birnen und Reineclauden, ihre zartpflaumigen Pfirsiche und Kirschen und Johannisbeeren, ihre Töpfe mit Gelee und ihr Honig, sie bekam dennoch alles zu kosten und weißes Brot, Butter und Käse dazu. Sie brauchte es nicht zu bereuen, Vetter Ludwig einen Korb gegeben zu haben. Ja, am Ende war ihr Los gar nicht so böse gefallen, daß sie noch darum zu trauern brauchte. Am Ende hätte sie es bei dem schönen Brecht bei weitem nicht so gut gehabt, und bei weitem ihr weißes Fleisch nicht so wohl sich entwickeln und ihren Geist so behaglich ruhen lassen können, wie hier, bei ihrer Base Petitpierre. Das bißchen Hochmut Adelines, das bißchen Sich-bedrückt-fühlen, das anfänglich schmerzliche, jetzt gänzlich überwundene Gefühl des



Die Kirche der Christlichen Wissenschaften in Bern. — Vom Helvetiaplatz aus. (Phot. Henn, Bern.)

Besuchseins, des Geduldetseins, was hatte das zu sagen, angesichts der zwölfachen Reihe Eingemachtem?

Und mit Recht durfte Ottolie sich selbst gegenüber behaupten, daß sie ihre Pflicht voll und ganz erfülle. Sie war sich bewußt, daß Adeline ihr ruhig das Füllen eines Kellers überlassen konnte, ebenso die Sorge um den Wäscherschrank, das Einbalsamieren der Winterkleider, das Sonnen der Betten. Da glänzte ihr helles Haar in der Sonne, und flimmerte ihre weiße, fette Haut, und leuchteten ihre rosa-farbenen Wangen. Alles and're war nicht ihres Amtes, auch die Erziehung ihres Töchterchens nicht. (Forts. folgt.)

Die Kirche der Christlichen Wissenschaften in Bern.

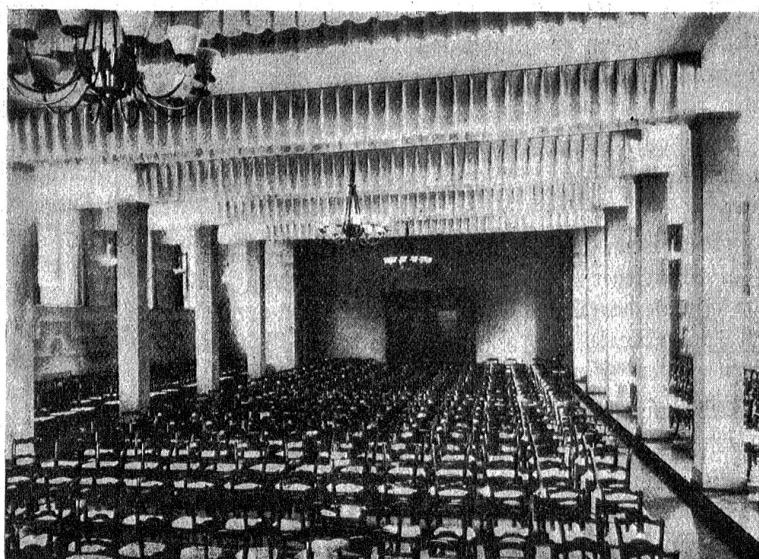
In aller Stille ist auf dem Kirchenfeld, aus der Westseite des Helvetiaplatzes, ein Kirchenbau entstanden, der dem Platze und dem Quartier zur Ziende gereicht und darum wohl ein freundliches Wort verdient. Die Anhänger der Christlichen Wissenschaft sind in den letzten Jahren in Bern so zahlreich geworden, daß ihr altes Versammlungslokal die Menge der Besucher nicht mehr zu fassen vermochte und ein Neubau zur Notwendigkeit wurde. Rechtzeitig erwarb die Leitung der Kultgemeinschaft den Bauplatz, und als die Unterhandlungen mit dem städtischen Bauamt zum guten Ende geführt waren, konnte mit dem Bau der Kirche begonnen werden.

Mit der Ausarbeitung der Pläne und mit der Bauleitung wurde die Architekturfirma Rigg & Padel in Bern beauftragt. Diese hat die Aufgabe mit großem Geschick gelöst. Das öffentliche Urteil hierüber ist allgemein zustimmend. Die neue Kirche paßt sich in ihrer äußeren Gestalt den architektonischen Gegebenheiten der Umgebung bescheiden an. Ihre Zweckbestimmung bringt sie in ihrem Neubau würdig zur Geltung, ohne durch Auffälligkeiten irgendwelcher Art für ihr Bekennen Propaganda machen zu wollen. Die Nähe des Historischen Museums mit seiner den ganzen Platz beherrschenden Architektur ließ keine andere als einfache, ruhige Formen zu. Doch bereitet schon der vornehme Eingang von der

Platzseite her auf angenehme Überraschungen im Innern vor.

Wir betreten durch das Hauptportal zunächst eine in dunklen Farben gehaltene geräumige Vorhalle, von der aus Treppen beidseitig hinauf zur Galerie des großen Saales und hinunter in den kleinen Saal des Souterrains führen. Der größte Teil des Gebäuderaumes wird durch diese beiden Säle, die zusammen ungefähr 1200 Sitzplätze aufweisen, in Anspruch genommen. Der große Kirchenraum mit seinem leicht ansteigenden Parterre und der ringsum laufenden stützenlosen Galerien, mit seiner hochgewölbten, stark gegliederten Holzdecke, mit seinem durch Kanzelpodium und Orgelempore gefüllten Chor vermittelt einen überraschend einheitlichen Raumeindruck. Das Ganze ist in harmonisch abgestimmten Farbtönen gehalten. Der Akustik des Saales wurde besondere Aufmerksamkeit zugewendet; so wurde die Decke in eine Reihe von kleinen Flächen aufgelöst, um die Echobildung zu verhindern. So gestaltet, wird der Raum der wunderbaren Orgel gerecht, die eine Sehenswürdigkeit für sich bildet. Soll sie doch nach kompetentem Urteil das bestgebaute Werk sein, das in der Stadt Bern, ja in der ganzen Schweiz zu finden ist. Es wurde von der Orgelbau-firma Ruhn in Männedorf nach den Angaben von Münsterorganist Graf und Orgelinpeltor Schieß in Solothurn ausgeführt. Seine Vorzüge beruhen im ausgesuchten Material und in den aufs genaueste erwogenen Kombinationsmöglichkeiten der 38 Register. Es wurde dabei auf Vorbilder aus früheren Jahrhunderten zurückgegriffen.

In der Ausstattung des Baues kommt die Tatsache angenehm zur Geltung, daß die Baumittel reichlich zur Verfügung standen. Die Architekten konnten, wo es immer notwendig war, die gewollte Wirkung durch das Material erzielen. Doch sei gleich betont, daß sie dabei immer sachlich, schlicht und vornehm geblieben sind. Die Art, wie sie beispielweise den untern Saal durch originelle Bemalung warm und freundlich gestaltet haben, kann geradezu vorbildlich genannt werden. Beachtenswert ist auch die dekorative Verwendung von weißen Tüchern an den Deckenbalken zur Hebung der Akustik des Saales. Nebenbei bemerkt: in diesem Saale werden die rhetorischen und musikalischen Darbietungen, die im Stockwerk höher, im Hauptsaal geboten werden, nach amerikanischem Muster durch Lautsprecher wiedergegeben, eine Methode rationeller Raumausnutzung,



Die Kirche der Christlichen Wissenschaften in Bern. — Saal im Untergeschoss. (Phot. Henn, Bern.)